Zeitschrift: Freiburger Geschichtsblätter
Herausgeber: Deutscher Geschichtsforschender Verein des Kantons Freiburg
Band: 74 (1997)

Buchbesprechung: Rezensionen

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

REZENSIONEN

Bibliographie du canton de Fribourg / Bibliographie des Kantons Freiburg, Freiburg, Kantonsbibliothek, 1982, LIII und 658 S. – *Freiburger Bibliographie / Bibliographie fribourgeoise 1986/1987*, hg. von der Kantons- und Universitätsbibliothek Freiburg, Freiburg, Universitätsverlag, 1990, XVIII und 189 S. – *Freiburger Bibliographie / Bibliographie fribourgeoise 1988/1989*, hg. von der Kantons- und Universitätsbibliothek Freiburg, Freiburg, Universitätsverlag, 1991, 216 S. – *Freiburger Bibliographie / Bibliographie fribourgeoise 1990/1991*, hg. von der Kantons- und Universitätsbibliothek Freiburg, Freiburg, Universitätsverlag, 1993, 274 S. – *Freiburger Bibliographie / Bibliographie fribourgeoise 1992/1993*, hg. von der Kantons- und Universitätsbibliothek Freiburg, Freiburg, Universitätsverlag, 1994, 315 S. – *Freiburger Bibliographie / Bibliographie fribourgeoise 1994/1995*, hg. von der Kantons- und Universitätsbibliothek Freiburg, Freiburg, Universitätsverlag, 1996, XXXII und 351 S.

Mit dem jüngsten Band der «Freiburger Bibliographie» über die Jahre 1994 und 1995 hat dieses von der Kantons- und Universitätsbibliothek herausgegebene Werk seine erste Dekade erfüllt. Das kleine Jubiläum sei der Anlaß für eine kurze Würdigung des Unternehmens. Den Anstoß zur Erarbeitung einer Kantonsbibliographie gab das Jubiläumsjahr 1981. Im Hinblick auf die Feier zum Eintritt Freiburgs in die Eidgenossenschaft 1481 wurde nicht nur die große zweibändige Kantonsgeschichte, die erste historische Gesamtdarstellung unserer Geschichte in beiden Sprachen, geschaffen. Eine Arbeitsgruppe war seit Anfang der siebziger Jahre auch mit den Vorarbeiten zu einer Freiburger Bibliographie beschäftigt. Die «Bibliographie des Kantons Freiburg» erschien 1982. Mit seinen 5000 Nummern bildet das Werk seither die Grundlage für jede bibliographische Suche zu Themen, Orten und Personen des Kantons Freiburg.

Damit war ein Anfang gesetzt. Es war zu hoffen, daß sich dem eine regelmäßig erscheinende Bibliographie anschließen würde. Nach einem Unterbruch von mehreren Jahren erfüllte sich dieses Desiderat 1990 mit dem

Erscheinen des ersten, die Berichtsjahre 1986 und 1987 umfassenden Bandes der «Freiburger Bibliographie». Seither hat das Bearbeiterteam an der Kantonsbibliothek unter der Leitung von Jean-Pierre Uldry in schöner Regelmäßigkeit vier weitere Zweijahresbände produziert, und eine Fortführung im gleichen Rhythmus ist zu erwarten. Abgesehen von der Lücke 1981–1985, die vielleicht später einmal geschlossen werden kann, ist damit das gesamte landeskundliche Schrifttum über den Kanton Freiburg erfaßt.

Von der Jahr für Jahr steigenden Materialfülle, welche Jean-Pierre Uldry und seine Mitarbeiter Laurent Liaudat und Evelyne Maradan zu bewältigen haben, geben die Bibliographienummern eine zahlenmäßige Vorstellung: 1986/87 waren es 1362 Nrn., 1988/89 1608 Nrn., 1990/91 2105 Nrn., 1992/93 2477 Nrn. und 1994/95 2684 Nrn. Insgesamt sind, die Bibliographie von 1982 miteingerechnet, über 15 000 Veröffentlichungen registriert und nach Sachgebieten geordnet. Das Bearbeitungsfeld ist breit angelegt, dementsprechend vielfältig ist auch der Nutzen des Nachschlagewerks. In neun Abteilungen gegliedert, werden folgende Themenbereiche erfaßt: 0. Allgemeines – 1. Territorium, Land und Leute – 2. Geschichtswissenschaften – 3. Staat, Recht, Verwaltung, Politik, Wehrwesen – 4. Wirtschaft, Bevölkerung, Gesellschaft – 5. Kirchen und Religionen – 6. Erziehung, Unterricht, Pädagogik – 7. Kulturleben, Bildende Kunst, Volkskunde, Musik – 8. Belletristik, Sprache und Literatur, Buch, Presse, Audio-visuelle Medien. Ausführliche Verfasser- und Sachregister beschließen jeweils einen Band. Besonders hervorgehoben zu werden verdient im Rahmen unserer Zeitschrift, daß die «Freiburger Bibliographie» vollständig zweisprachig gestaltet ist. Somit steht das Werk, das in den öffentlichen Bibliotheken konsultiert oder zu einem erschwinglichen Preis erworben werden kann, auch dem Benützer im deutschen Kantonsteil als unentbehrliches Arbeitsinstrument ohne Einschränkung zur Verfügung.

Ernst Tremp

Pierre de Castella, *Les Fribourgeois qui ont fait de leur ville le 10e canton suisse (1157–1502)*, Freiburg, Bibliothèque cantonale et universitaire, 1996, 200 S., 57 Tabellen und Stammbäume.

Die Fakten zum Wachsen und Werden von Herrschaft und Stadt, der späteren Stadt und Republik Freiburg, sind mehrheitlich in zusammenfassenden Überblicken und in Detailabklärungen seit längerer Zeit bekannt. Pierre de Castella, Ingenieur von Beruf, hat es in verdienstvoller Weise unternommen, den handelnden Menschen als Entscheidungsträger in den geschichtlichen Ablauf wieder einzubauen, den Ereignissen den persönlichen Bezug zurückzugeben. Er stützt sich dabei auf eigene Quellenstudien von neuen bzw. bisher unbekannten oder in diesem Zusammenhang unbeachteten und unausgewerteten Archivalien wie die Bürger- und die Besatzungsbücher, auf die

genealogischen Materialien von Hubert de Vevey (1897–1984) in der Freiburger Kantons- und Universitätsbibliothek und auf die bestehende Literatur.

Hervorzuheben sind in freier Folge
– die Kurzbiographien der Schultheißen, der wichtigsten Würdenträger und Beamten,
– die Praxis der Bürgeraufnahmen mit der Berufsstatistik der Bürger 1416, 1422 und 1467 und die Berücksichtigung der Hintersässen bzw. Ausbürger,
– die Zusammensetzung und die Funktionen der verschiedenen Räte,
– das Aufkommen und die Verwendung der Adelstitulaturen und der deutschen Familiennamen,
– die Eingliederung der Rechts-, Berufs-, Wirtschafts- und anderer Strukturen in die politische Geschichte,
– die Liste der deutschen Könige und Kaiser, der Freiburger Landesherren, der Schultheißen, Venner, Seckelmeister, Staatsschreiber, der Räte,
– die dynastischen Beziehungen und die Stammbäume u.a. der Savoyer, Kyburger, Habsburger, der Herren von Korbers (Corbières), Vuippens-Wippingen, Englisberg, der Dives-Reich, Duens-von Tüdingen, Maggenberg, Mossu, Pavillard, Praroman, Velga, von Berner und Freiburger Familien.

Wenn auch die horizontale Darstellung aller Aspekte in einem Zeitabschnitt das Verfolgen der vertikalen Entwicklungslinien erschwert und öfters weiterführende Ausführungen wünschbar sowie ein umfangreicheres Sachregister hilfreich wären, so ist es das unbestreitbare Verdienst von P. de Castella, der Freiburger Geschichte den Menschen – er führt rund 2000 Namen auf! – oder dem Freiburger seine Geschichte zurückgegeben zu haben. Seine Publikation hat ihren Platz in der Freiburger Fachliteratur und bringt besonders zu den oben genannten Schwerpunkten nützliche und neue Informationen.

HUBERT FOERSTER

Hubert FOERSTER und Raoul BLANCHARD (mit einem Beitrag von Dr. Peter BOSCHUNG), *Auf den Spuren unserer Vorfahren. Alte Schriften aus den Archiven*, Tafers, Sensler Museum, 1997 (= Deutschfreiburger Beiträge zur Heimatkunde, Bd. 63), 91 S., zahlreiche Abb.

Die vorliegende Publikation bildet den Katalog zur Ausstellung, die unter dem gleichen Namen vom 1. März bis zum 4. Mai 1997 im Sensler Museum in Tafers stattfand und auf regen Zuspruch stieß. Hinter dieser Ausstellung stehen die intensivierten Bemühungen des Staatsarchivs in Freiburg um die Pfarreiarchive des Kantons, in diesem Fall des Sensebezirks. Die Pfarreiregister werden laufend mikroverfilmt und können unter dieser Form im Staatsarchiv eingesehen werden. Für die Ausstellung und den Katalog haben die Verantwortlichen, Hubert Foerster, Adjunkt im Staatsarchiv, und Raoul Blanchard, Leiter des Sensler Museums Tafers, aus den Pfarreiarchiven des

Sensebezirks vierzig Archivalien ausgewählt, die einen eindeutigen Bezug zur Alltagsgeschichte aufweisen. In die Geschichte des Sensebezirks als Teil der ehemaligen Alten Landschaft Freiburg führt ein Beitrag von Peter Boschung ein. Im Katalogteil werden die einzelnen Dokumente kurz charakterisiert, in einen weiteren Kontext gestellt und mit einer Transkription versehen. Diese findet sich auf der linken und die Abbildung des Dokuments (photographiert von Primula Bosshard) auf der rechten Seite einer Doppelseite, so daß man und frau anhand der Abbildung lesen lernen kann. Die einzelnen Pfarreien sind mit verschiedenartigen Dokumenten vertreten, so Bösingen mit dem Kirchweihmenu von 1791 (gekocht von der damaligen Pfarrköchin Katharina Gendre und in französischer Sprache notiert von Pfarrer Clerc), Düdingen mit einem Jahrzeitenbuch aus dem 15. Jahrhundert, Giffers mit einem Glockengießervertrag von 1780, Jaun mit dem Urteil über die Aufständischen von 1636 (nicht aus dem Pfarreiarchiv, sondern diesmal aus dem freiburgischen Ratsmanual), Rechthalten mit einem Frauentestament von 1664 und einer Chronik von 1720/25, St. Silvester mit einem Pfarrhausinventar von 1848 (welches zeigt, wie dürftig damals ein Pfarrhaus ausgestattet war), Tafers mit dem Auftrag zu einer Kirchturmuhr von 1727, Überstorf mit der Rosenkranzbruderschaft von 1618 und Wünnewil mit der Anstellung der Ingenbohler Schwestern für die Schule von 1894. Die Dokumente reichen vom 13. Jahrhundert bis 1914 und sind sowohl in der Ausstellung als auch im Katalog in chronologischer Reihenfolge präsentiert. Das ganze ist allerbeste Alltagsgeschichte, die bei einer der zahlreichen Führungen durch Hubert Foerster noch plastischer hervortritt als im Katalog selbst. Im Anhang zu diesem werden – wiederum von Hubert Foerster – nützliche Hinweise zum Umgang mit Archivgut, alten Schriften, Titulaturen, Datierungen, Maßen und Gewichten sowie Geldeinheiten gegeben. Die manchmal realitätsferne Universitätshistorie muß neidlos zugeben, daß mit dieser Ausstellung und diesem Katalog dem Archiv und dem Museum eine Initiative zur Popularisierung von Geschichte gelungen ist, die ihresgleichen sucht. Auf diese Art und Weise wird sich allmählich herumsprechen, daß Geschichte etwas ganz anderes (und viel Besseres!) ist als nur das Memorieren der Daten großer Schlachten.

KATHRIN UTZ TREMP

Petrus Canisius – Reformer der Kirche. Festschrift zum 400. Todestag des zweiten Apostels Deutschlands, hrsg. von Julius OSWALD SJ und Peter RUMMEL, Augsburg, Sankt Ulrich Verlag, 1996 (= Jahrbuch des Vereins für Augsburger Bistumsgeschichte, 30), 366 S., 98 Abb.

Wie sich der Literaturübersicht im zu besprechenden Band (S. 287–294) entnehmen läßt, sind allein im 20. Jahrhundert an die 500 Publikationen über den bedeutenden Kirchenmann und späteren Heiligen Petrus Canisius (8. Mai 1521–21. Dezember 1597) erschienen. Angesichts dieser Tatsache

bedeutete es ein Wagnis, ein weiteres Buch in Angriff zu nehmen, bei dem nicht vorauszusehen war, welches Gesicht es schließlich tragen würde. Es ist aber nicht zu erwarten, daß die Gedenkfeiern zum 400. Todestag eine ähnliche Flut von Schriften auslösen werden, wie dies bei der Heiligsprechung im Jahre 1925 der Fall gewesen war.

Petrus Canisius hat die sichtbarsten Spuren seines Wirkens im Zeitraum von 1550 bis 1580 in Süddeutschland hinterlassen. Er war der eigentliche Baumeister der Oberdeutschen Jesuitenprovinz, als deren erster Provinzial er von 1556 bis 1569 amtete. Es ist deshalb völlig natürlich, daß die 400. Wiederkehr des Todestages vorab in Süddeutschland Anlaß zu Veranstaltungen über Petrus Canisius gab. Schon Jahre zuvor begannen in München die Vorbereitungen für eine große Ausstellung (*Rom in Bayern. Kunst und Spiritualität der ersten Jesuiten*, vgl. in diesem Band, S. 380) und die hier vorliegende Festschrift, die sogar mit zeitlichem Vorsprung auf das Gedenkjahr vorgelegt werden konnte.

Die Erfahrung hat gezeigt, daß es bei solchen Gelegenheitsschriften mitunter schwierig ist, ein abgerundetes Bild des zu behandelnden Gegenstands zu geben. Der Canisius-Festschrift, an der 16 Autorinnen und Autoren mitgearbeitet haben, darf attestiert werden, daß sie ein breites Themenspektrum anbietet, ohne daß es zu Wiederholungen und Überschneidungen kommt. So wird denn der Gefeierte unter vielen verschiedenen Gesichtspunkten – als Theologe, als Schriftsteller, als Katechet, als Prediger, als geistlicher Beirat, als Reformator, als Kirchenpolitiker, zuletzt als Heiliger – beleuchtet und gewissermaßen seziert, so daß sich der Leser schließlich fragt, wo denn der Mensch Petrus Canisius geblieben sei. Seit dem ersten Biographen, Matthäus Rader (vgl. dazu S. 223–243), bis zu James Brodrick (Saint Peter Canisius, London 1935, dt. Übersetzung, Wien 1950) begegnen wir eher einem Übermenschen als einem Menschen. Der Frage nach der Persönlichkeitsstruktur wird nicht etwa im Abschnitt über das Lebensbild (S. 21–38), sondern in der Abhandlung über den Theologen Canisius (S. 178–193, hier bes. S. 179) am eindringlichsten nachgegangen. Die Quellenlage sollte es besonders in diesem Fall eigentlich erlauben, auseinanderzuhalten, was im heutigen Bild von Petrus Canisius historisch belegbar ist und was auf das Konto späterer Interpretation geht. Tatsächlich scheint aber bei Petrus Canisius die Frage nach dem wirklichen Lebensbild, die der heutige Betrachter an einen neuzeitlichen Heiligen immer wieder stellen wird, besonders schwierig zu beantworten zu sein; hinter einem immensen Lebenswerk verbirgt sich eine asketisch veranlagte, eher introvertierte, der Mystik zugewandte Persönlichkeit, die schwer zugänglich und gerade aus der heutigen Zeit nicht leicht verständlich ist.

Die Festschrift befaßt sich folgerichtig vorwiegend mit dem Lebenswerk des Petrus Canisius, auf dem seine Bedeutung als «Zweiter Apostel Deutschlands» (seit 1897) beruht. Wenn auch (auf S. 287) mitgeteilt wird, daß das Interesse an Petrus Canisius in den letzten Jahrzehnten sehr stark abgenommen habe, so erfährt man gerade in diesem Buch, daß in jüngster Zeit vor allem in den Niederlanden wichtige Entdeckungen zur Biographie und

Familiengeschichte des Heiligen beigesteuert wurden. Die einzelnen Beiträge des Bandes stehen auf einem ziemlich gleichmäßig hohen Niveau und sind trotzdem einem breiten Leserkreis zugänglich – mit Ausnahme des Artikels über Petrus Canisius als Katechet und Pädagoge (S. 194–201). Gerade die Pietät gegenüber dem Verfasser, der das Erscheinen des Bandes nicht mehr erlebt hat, hätte den Verzicht auf den Abdruck des Beitrags nahelegen müssen, da dieser über die Bearbeitungsstufe des Entwurfs noch kaum hinausgekommen ist. Diese Bemerkung tangiert jedoch keineswegs die hohe Qualität des Buches, das den Vergleich mit keiner der vorausgehenden Canisius-Publikationen zu scheuen braucht. Die Berücksichtigung der neuesten Literatur, die beigefügten Bibliographien und das Register machen das Buch beiläufig zu einer Art Wegweiser durch die bisherige Canisius-Forschung. Der Leser wird zudem die Sorgfalt der Präsentation und die reichhaltige Ausstattung mit zahlreichen Abbildungen, darunter ein Teil mit guten Farbreproduktionen, dankbar zur Kenntnis nehmen.

JOSEPH LEISIBACH

Rom in Bayern. Kunst und Spiritualität der ersten Jesuiten, hrsg. von Reinhold BAUMSTARK. Katalog zur Ausstellung des Bayerischen Nationalmuseums München, 30. April bis 20. Juli 1997, München, Bayer. Nationalmuseum und Hirmer Verlag, 1997, 567 S., Abb.

Petrus Canisius, der die fruchtbarsten Jahre seines Lebens in Süddeutschland verbracht hatte, starb im üchtländischen Freiburg am 21. Dezember 1597. Er ist als Baumeister sowie erster Provinzial der Oberdeutschen Jesuitenprovinz in die Geschichte eingegangen. Das Gedenken an den 400. Todestag gab Anlaß zu einer großen Ausstellung, die in München von Mai bis Juli 1997 zu sehen war. Hinzu kam aber hier die Erinnerung an ein weiteres Eckdatum: die Einweihung der Münchener Jesuitenkirche St. Michael, die im gleichen Jahr 1597 stattfand. Canisius konnte dieses Ereignis als krönenden Abschluß seines Lebenswerks zumindest aus der Ferne noch mitverfolgen. Das Bayerische Nationalmuseum nutzte die Gelegenheit, das Thema der Ausstellung in einen größeren Zusammenhang zu stellen, der sich aus der Zeit der Glaubensspaltung, des Konzils von Trient, der katholischen Reform und der Ausbreitung des Jesuitenordens in Deutschland ergibt. Die Verantwortlichen der Ausstellung versuchten – mit weitgehendem Erfolg – dem Anspruch gerecht zu werden, Geschichte durch Werke der Kunst und Architektur sichtbar zu machen.

Was in dieser Ausstellung an teils erstrangigen Exponaten zusammengetragen wurde, schlägt sich im gewichtigen Katalog nieder, der die Form eines eindrücklichen Nachschlagewerks (leider ohne Register) zum formulierten Thema besitzt. Die zehn einführenden Artikel, die rund die Hälfte des Bandes ausmachen, schildern auf kompetente und anschauliche Art die

bewegte Zeit von Reformation und Gegenreformation sowie die Aktivitäten des neuen Ordens der Gesellschaft Jesu in Deutschland, in deren Zentrum Petrus Canisius stand. Eine entscheidende Rolle für die Rückgewinnung verloren geglaubter Positionen für den katholischen Glauben kam dabei den bayerischen Herzögen aus dem Hause Wittelsbach zu. Ihr Engagement kommt am sichtbarsten zum Ausdruck bei der Errichtung des Münchener Kollegs und der mächtigen Kirche St. Michael, die als erstes barockes Baudenkmal nördlich der Alpen die Epoche barocker Sakralkunst in Süddeutschland einleitete. Im Zentrum der Ausstellung steht die Rekonstruktion der Passionskapelle von «Il Gesù» in Rom sowie der Heiltumsschatz der Münchener Jesuitenkirche. Hier wird deutlich vor Augen geführt, wie gezielt die Jesuiten Heiligenverehrung und Reliquienkult durch Bildprogramme förderten und diese als Mittel der religiösen Volksbildung und als Ausdruck einer eigenen Spiritualität einsetzten. Wer jesuitische Denkungsart, ihre Kunst und Kultur begreifen will, wird mit Hilfe dieses reich bebilderten Ausstellungskatalogs ein gutes Stück vorankommen. Der eigentliche Katalogteil gibt ausführliche, oft seitenlange Kommentare zu den einzelnen Exponaten mit allen wünschbaren Angaben und Literaturhinweisen.

Aus freiburgischer Sicht ist speziell zu bemerken, daß man der Gestalt des Petrus Canisius quer durch den Katalog immer wieder begegnet. Ihm sind im besonderen zwei der Einleitungsartikel und ein eigenes Kapitel der Ausstellung gewidmet. An Leihgaben aus Freiburg finden sich verschiedene Tafelgemälde des Kollegiums St. Michael und aus Privatbesitz sowie Bücher aus der Kantons- und Universitätsbibliothek.

JOSEPH LEISIBACH

Marie-Thérèse WEBER, *La Pédagogie fribourgeoise, du concile de Trente à Vatican II. (Continuité ou discontinuité?)*, Bern–Berlin–Frankfurt/Main–New York–Paris–Wien, Peter Lang, 1997 (= Editions scientifiques européennes. Collection Exploration. Pédagogie: Histoire et pensée), 223 S.

Die vorliegende Studie – Teil einer von der Autorin im Jahre 1991 an der Université Lumière-Lyon 2 verteidigten «Thèse d'Etat» – untersucht die Entwicklung der freiburgischen Pädagogik von der durch das Konzil von Trient (1545–1563) eingeleiteten katholischen Reform bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil (1962–1965). Ziel der Untersuchung ist es, anhand von grundlegenden theoretischen Aussagen und praktischen Versuchen führender freiburgischer Pädagogen und Erzieher jener Epoche, nämlich Propst Peter Schneuwly (1539–1597), Pater Gregor Girard (1765–1850), Chorherr Raphaël Horner (1842–1904), Mgr Eugène Dévaud (1876–1942), Prof. Laure Dupraz (1896–1967) und Chorherr Léon Barbey (1905–1992), erzieherische Leitideen herauszuarbeiten, die auf eine kontinuierliche bzw. diskontinuierliche freiburgische Erziehungsdoktrin während etwa vierhundert Jahren hinweisen könnten.

Wegleitende Untersuchungskriterien sind dabei die Vorstellungen dieser Freiburger Pädagogen in bezug auf: 1. die Erziehungs- und Bildungsziele, 2. das zu erziehende Subjekt, 3. die Familie und die Schule als bedeutende Erziehungsagenten sowie 4. das Lehr- und Unterrichtsprogramm.

Mit dieser thematischen Einschränkung gewinnt die Analyse zwar an Objektivität und damit auch an Aussagewert. Trotzdem wäre es wünschenswert gewesen, wichtige, von der Autorin in ihrer verkürzten Fassung jedoch bewußt nicht berücksichtigte Einflüsse, Voraussetzungen und Auswirkungen der freiburgischen Pädagogik bzw. der jeweiligen Erziehungstheorien (S. 19) zumindest ansatzweise zu skizzieren, um sie in einen größeren schulgeschichtlichen Zusammenhang zu stellen.

Die These der Autorin, es gäbe im untersuchten Zeitraum eine kontinuierliche freiburgische Erziehungsdoktrin, wird durch die Untersuchungsergebnisse weitgehend bestätigt:

1. Bezüglich der grundlegenden Bildungs- und Erziehungsziele ist die Freiburger Pädagogik primär theozentrisch (bzw. religiös-christlich-katholisch), ganzheitlich-humanistisch und milieubezogen orientiert.

a) Eine differenzierte Betrachtung der theozentrischen Ausrichtung von Bildung und Erziehung ergibt dabei folgendes Bild:

– Im 16. Jahrhundert, als im Anschluß an das Konzil von Trient die religiöse und moralische Erneuerung der katholischen Kirche angestrebt wird, stehen Bildung und Erziehung einer geistigen Elite als wichtige Voraussetzung für die religiöse Unterweisung des Volkes im Zentrum der Bemühungen des Freiburger Reformers Peter Schneuwly (S. 23f.).

– Bei Girard geht es unter anderem darum, im kindlichen Herzen die Liebe zu Gott, aber auch zum Nächsten und nicht zuletzt zum Andersgläubigen im Sinne der religiösen Toleranz zu wecken (S. 24).

– Horner seinerseits möchte – entgegen den Bestrebungen des Projekts zur Revision der Bundesverfassung von 1874, die kantonale Autonomie und damit auch den religiösen Charakter der Schulen aufzuheben – den Kindern eine ihrem Glauben entsprechend christliche Erziehung sichern als Garant für eine sittliche Gesellschaft (S. 24f.).

– Nach Dévaud ist der Mensch Geschöpf und Kind Gottes. Sein letztes Ziel muß es daher sein, diesen Gott zu lieben und ihm zu dienen, um dadurch zum ewigen Heil zu gelangen (S. 25).

– Auch für Laure Dupraz ist das Erziehungsziel in erster Linie vom Glauben abhängig, wobei sie sich aufgrund ihres christlichen Bildungsideals auf den Katechismus beruft (S. 25).

– Barbey schließlich sieht ein Leben im Dienste Gottes und seiner Kirche als höchstes Ziel einer christlichen und ganzheitlichen Erziehung an (S. 26).

b) Der ganzheitlich-humanistische Charakter der christlichen Pädagogik äußert sich bei den Freiburger Vertretern wie folgt:

– Bei Girard gehört zur harmonischen Entwicklung des Menschen neben der körperlichen (die er zwar nur beiläufig erwähnt) und der geistigen Er-

ziehung insbesondere die Bildung des Herzens, wovon die sittlich-religiöse Bildung und Erziehung abhängen. Er betont aber auch die Bedeutung der staatsbürgerlichen Bildung. Einen besonderen Stellenwert mißt er einer geschlechtsspezifischen Erziehung bei, wobei er die Bedeutung der Mädchenbildung besonders hervorhebt, üben doch die zukünftigen Mütter als die ersten Erzieherinnen ihrer Kinder einen erheblichen Einfluß auf die Gesellschaft aus (S. 27f.).

– Die von Horner angestrebte ganzheitliche Erziehung stellt die sittlich-religiöse Dimension in den Vordergrund (S. 28).

– Dévaud unterstützt ebenfalls eine ganzheitliche Erziehung. Sein Verdienst besteht unter anderem darin, Bedeutung und Notwendigkeit der bis anhin im 19. Jahhundert von den Freiburger Pädagogen (mit Ausnahme von Girard) und Politikern weitgehend vernachlässigten Mädchenbildung als Folge der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung in Freiburg nach dem Zweiten Weltkrieg thematisiert zu haben und zwar in seiner Schrift «Préparation de la jeune fille à son rôle de femme» (S. 28).

– Die Frage der Mädchenbildung wird einige Jahre später von Laure Dupraz noch differenzierter und vertiefter angegangen, nicht zuletzt als Folge der veränderten Lebensbedingungen und Zeitbedürfnisse: So soll die berufliche Bildung der Frau die Möglichkeit eröffnen, sich neben ihrer traditionellen Rolle als Mutter in der Familie in einer anderen gesellschaftlichen Aktivität zu entfalten und zu verwirklichen. In Anlehnung an die «Scouts», deren «cheftaine» sie während zahlreicher Jahre war, betont Dupraz die Pflicht, dem Nächsten zu dienen, was christlicher Nächstenliebe gleichkommt (S. 28f.).

– Die von der Religion unterstützte sittliche Erziehung steht auch bei Barbey im Vordergrund einer ganzheitlich-humanistischen Erziehung. Wichtig ist aber auch die intellektuelle Entwicklung des Kindes. Daher betont er die Bedeutung der Stimulierung aller Potentialitäten des Kindes im Hinblick auf ein harmonisches und verantwortungsbewußtes soziales und gesellschaftliches Leben. Aber auch die staatsbürgerliche und körperliche Erziehung sind wichtig (S. 30f.).

c) Die Freiburger Pädagogik bemüht sich schließlich um eine Erziehung, die den konkreten Bedürfnissen der Menschen in ihrem jeweiligen Milieu und Lebensraum angepaßt ist. Diesem Konzept einer «éducation topographique» begegnen wir erstmals

– in Girards «Projet d'éducation publique pour la République helvétique» von 1798, wo zwischen Erziehung von Stadt- und Landbewohnern differenziert wird (S. 31f.).

– Dévauds «pédagogie topographique» möchte Bildung und Erziehung eng mit dem «milieu de vie», der «sphère vitale», das heißt mit den konkreten Lebens- und Arbeitsbedingungen, insbesondere der Landjugendlichen, verknüpfen. Für Dévaud ist es – wie übrigens auch für Girard – die göttliche Vorsehung, die jedem einzelnen seinen Platz auf Erden zuweist. Die Erziehung sollte dieser «vocation personnelle» Rechnung tragen und sich von den Prinzipien der «pédagogie topographique» leiten lassen (S. 32f.).

– Für Dupraz und Barbey schließlich kann sich der Mensch nur dann voll entfalten, wenn er dem göttlichen Ruf folgt und wenn der Erzieher ihm hilft, den ihm von Gott zugewiesenen Platz in der Gesellschaft und innerhalb des Volkes Gottes zu finden (S. 34).

2. Die Frage, welches das Wesen und die Eigenart des zu Erziehenden ist, wird von den Freiburger Pädagogen aus unterschiedlichen Perspektiven beantwortet:
– Schneuwly und Girard beispielsweise vergleichen das Kind und seine Entwicklung aus biologischer Sicht mit dem Wachsen einer Pflanze (S. 40).
– Philosophisch betrachtet, sehen alle Freiburger Pädagogen den Menschen als Einheit von Körper und Geist. Girard hebt zudem die von Gott geschaffenen natürlichen, persönlichen, sozialen, sittlichen und religiösen Tendenzen im menschlichen Herzen hervor (S. 40–43).
– Aus theologischer Perspektive erscheint das Kind bei Girard, Dévaud, Dupraz und Barbey als Geschöpf und Ebenbild Gottes (S. 43).
– Durchgehend wird ein psychologisches Interesse am Kind bekundet, auch wenn dieses, teilweise bedingt durch den jeweiligen Stand der wissenschaftlichen Erkenntnisse in diesem Bereich, unterschiedlich differenziert ist. So beruhen etwa Schneuwlys Einschätzungen von unterschiedlichen Begabungen der Schüler nicht etwa auf systematischen psychologischen Studien – was es im übrigen damals noch gar nicht gab! –, sondern lediglich auf gelegentlichen Beobachtungen (S. 45). Als ausgezeichneter Psychologe erweist sich Girard, wovon seine differenzierten Aussagen etwa über die intellektuellen Fähigkeiten des Kindes (Sinnesvermögen, Gedächtnis, Vorstellungsvermögen) Zeugnis ablegen (S. 45f.). Horners Aussagen beruhen auf psychologischen Gesetzmäßigkeiten, Beobachtungen des Menschen (vor allem der Schüler) und auf Lehrererfahrungen (S. 46f.). Dévauds Interesse richtet sich sowohl auf die Entwicklungspsychologie als auch auf die der Verschiedenartigkeit der menschlichen Wesen Rechnung tragende differentielle Psychologie (S. 48). Dupraz' psychologische Überlegungen beziehen sich etwa auf die Bedeutung der Mutter und eines warmen familiären Erziehungsklimas für die kindliche Entwicklung, insbesondere aber auf Probleme im Zusammenhang mit der Adoleszenz und der damit zusammenhängenden Krise (S. 48). Im Unterschied zu den anderen Pädagogen befaßt sich Barbey neben der Kindheit und Jugendzeit auch mit der Psychologie des Erwachsenen, der sich nicht nur durch seine physische, sondern auch psychische Reife (motorische, emotionale und intellektuelle Stabilität) auszeichnet, als wichtige Voraussetzung für eine lebensbejahende Einstellung. Er hebt sich aber auch durch seine Studien über Temperament, Charakter und Persönlichkeit des Menschen von den anderen Freiburger Pädagogen ab (S. 48–51).
– Als erster befaßt sich Girard mit Elementen einer differentiellen, geschlechtsdifferenzierenden bzw. weiblichen Psychologie, indem er etwa die frühzeitige intellektuelle Entwicklung des Mädchens gegenüber dem Knaben betont. Dieses Studium der weiblichen Psyche wird dann vor allem von Dupraz vertieft (S. 51–53). Vergleiche zwischen Mann und Frau bezüglich

physischer Konstitution, Psyche und Verhalten finden wir auch bei Barbey, der – bei aller Gleichwertigkeit und Würde der männlichen und weiblichen Persönlichkeit – deren unterschiedliche Aufgaben und Funktionen hervorhebt (S. 53).
– Die Vorstellungen der Freiburger Pädagogen über das zu erziehende Subjekt beinhalten schließlich auch die soziologische Dimension, nämlich die Interaktion von Educandus und sozialem Milieu. Obwohl diesbezügliche Untersuchungen von den ersten Freiburger Pädagogen nicht angestellt wurden, läßt sich aus ihren Aussagen dennoch ein entsprechendes Interesse herauslesen: So bemüht sich Schneuwly um eine der zukünftigen Elite der Gesellschaft angepaßte Schule; Girard fordert eine den spezifischen Bedürfnissen von Stadt- und Landkindern entsprechende Schule; Horner betont die Bedeutung der unterschiedlichen Umwelt- und Lebenseinflüsse auf die Ausbildung des kindlichen Charakters (S. 54). Vor allem in Dévauds Theorie der «pédagogie topographique» wird auf die Bedeutung des «milieu de vie», des «milieu social» hingewiesen, die Kind und Jugendlichen entscheidend prägen und oft ihre Zukunft – etwa als Landwirt für die Knaben, als Hausfrau für die Mädchen – weitgehend bestimmen (S. 54). Auch Dupraz interessiert sich für die Einflüsse der verschiedenen sozialen Lebensumstände – die Auswirkungen des Zweiten Weltkrieges, die wirtschaftliche, politische und soziale Entwicklung des Kantons Freiburg – auf die Entwicklung des Menschen, insbesondere der Mädchen (S. 55f.). Schließlich unterstreicht Barbey die Bedeutung des Lebensraums («sphère vitale») für die Erziehung des Kindes. Sein Interesse gilt dem Einfluß des wirtschaftlichen und sozialen Milieus auf die Familie, woraus ein spezifisch ländlicher und städtischer Wohn- und Lebensstil hervorgeht (S. 56).

3. Familie und Schule sind aus der Sicht der Freiburger Pädagogen bedeutende Erziehungsagenten im Hinblick auf die Erziehung des Kindes und des Jugendlichen:

a) Mit Ausnahme von Schneuwly, dessen Schulordnung (vgl. «Katharinenbuch») sich primär um die Organisation des freiburgischen Schulwesens und um die Bildung und Erziehung einer geistigen Elite im Hinblick auf die Festigung der katholischen Reform bemüht, wird von allen anderen Vertretern die vorherrschende Rolle der familiären Erziehung unterstrichen, was Marie-Thérèse Weber mit der Überschrift «La Famille, pierre angulaire de l'éducation» (S. 61) treffend hervorhebt.
– Für Girard sind die Eltern die «instituteurs nés de leur famille» («Projet d'éducation publique», S. 47), wobei die Mutter aufgrund ihrer Bedeutung für die geistige, sittliche und religiöse Bildung und Erziehung ihres Kindes gegenüber dem Vater eine dominierende Rolle spielt (S. 62).
– Bei Horner ist die Erziehungsaufgabe und -verantwortung der Eltern ein natürliches Recht (S. 62).
– Nach Dévaud sind die Eltern bzw. Mutter und Vater in ihren gemeinsamen erzieherischen Bemühungen und als Vertreter Gottes dazu bestimmt, dem Kind bei der Verwirklichung seiner natürlichen und übernatürlichen Ziele zu

helfen. Insofern ist das familiäre Milieu der Nährboden für die körperliche, seelische und geistig-spirituelle Entwicklung des Kindes. Die Familie ist aber auch ein Modell für die Organisation des sozialen Lebens (S. 62f.).

– Dupraz sieht die Familie als den Ort, wo das Kind Sicherheit und Stabilität als wichtige Voraussetzung für die physische und psychische Entwicklung erfährt. Sie unterstreicht die unersetzbare Rolle der Mutter als «gardienne de la vie sous tous les aspects» vor allem für das Kleinkind (S. 63), beklagt aber auch die drohende Auflösung bestehender Familienstrukturen und die Desorganisation des Familienlebens durch die Arbeit der Frau außerhalb des Hauses (S. 64).

– Barbey unterstreicht das Erziehungsrecht, aber auch die Erziehungspflicht und Verantwortung der Eltern im Hinblick auf die moralisch-sittliche und religiöse Bildung und Erziehung der Kinder sowie die Zusammenarbeit und Komplementarität der erzieherischen Handlungen von Vater und Mutter (S. 64). Andererseits weist er aber auch wie Dupraz auf die Zerstörung vieler Familien als Folge etwa der Entwertung der Ehe oder des Zerfalls der Sitten in unserer Gesellschaft hin. Schließlich hat die Industrialisierung zu veränderten Lebensformen, namentlich innerhalb der Familie, geführt (S. 65).

b) Die Bildungs- und Erziehungsinstitution Schule sollte aus Schneuwlys Sicht primär im Dienst der Religion bzw. der Aufrechterhaltung und Festigung des katholischen Glaubens stehen, insbesondere durch die Förderung der geistigen Elite und damit des höheren Schulwesens. Die von ihm projektierte Schule (vgl. dazu das 1896 von Franz Heinemann publizierte «Katharinenbuch vom Jahre 1577») umfaßt – neben der Unterstufe mit einem deutschen und französischen Vorbereitungskurs – die Lateinschule als Oberstufe (Trivium), wo Grammatik, Rhetorik und Dialektik unterrichtet wurden (S. 67f.).

– Girard sieht die Aufgabe der Schule darin, die von der Mutter begonnene geistig-sittlich-religiöse Bildung und Erziehung fortzuführen und zu vertiefen. Er entwirft eine Reihe von Schulreformplänen, die alle Schulstufen – Volksschule, Sekundarschule, Gymnasium – umfassen und im Hinblick auf eine allgemeine, obligatorische und demokratische Schule den gegebenen gesellschaftlichen, sozialen, soziologischen und geschlechtsspezifischen Bedürfnissen gerecht werden sollten (S. 68–79).

– Auch für Horner sollte die Schule als «foyer chrétien d'éducation et d'instruction» (S. 80) im Dienst der Religion und des Landes stehen. Als vehementer Verfechter einer christlichen Schule gelingt es ihm – trotz des eidgenössischen Vorhabens, beim Projekt zur Revision der Bundesverfassung (1874) eine Art Schulvogt einzuführen und auf nationaler Ebene eine neutrale Schule zu verwirklichen – im freiburgischen Schulgesetz von 1884 den Religionsunterricht als wichtigstes Unterrichtsfach beizubehalten. Seine Bemühungen um die Reform und Verbesserung des freiburgischen Schulwesens umfassen alle Schulstufen vom Kindergarten über Sekundarschulen und Regionalschulen bis zu Berufsschulen für die Städte. Ferner setzt er sich als Reformer am Lehrerseminar in Altenryf für eine solide Ausbildung der zukünftigen

Lehrer ein. Als erster Lehrstuhlinhaber der Pädagogik an der 1889 von Georges Python gegründeten Universität Freiburg vertritt er eine christlich geprägte Pädagogik (S. 79–85).
– Dévaud, der mit seinem Konzept der «pédagogie topographique» vor allem die Eigenart der freiburgischen Landbevölkerung hervorhebt und die Verbesserung ihrer Schulen anstrebt, setzt im wesentlichen den von Girard und Horner eingeschlagenen Weg fort. Seine schulreformerische Leistung besteht unter anderem darin, den Anstoß zur Gründung eines Pädagogischen Instituts in Freiburg gegeben zu haben (S. 87–90).
– Dupraz setzt sich, wie Horner und Dévaud, für die Bewahrung der freiburgischen Eigenart der Schule wie für deren katholischen Charakter ein, wobei sie die sittliche Bildung der Schüler betont. Ihr besonderes Anliegen ist jedoch die Förderung der schulischen Mädchenerziehung (S. 90–92).
– Für Barbey muß der Bildungs- und Erziehungsauftrag gemeinsam von Familie, Kirche und Staat wahrgenommen werden. Er befürwortet die kantonale Souveränität in Schulfragen und die katholische Schule, die neben der geistigen primär religiöse und sittliche Bildung und Erziehung vermitteln sollte. Die Schule sollte auch den ländlichen Charakter des Freiburger Volkes widerspiegeln und hervorheben bzw. den Ansprüchen und Bedürfnissen der ländlichen Jugendlichen entgegenkommen. Als Folge der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung des Kantons Freiburg fordert Barbey eine erweiterte Schulbildung für eine größere Anzahl von Schülern (vermehrter Zugang zu Sekundarschulen für Knaben und Mädchen). Schließlich betont der Pädagoge die spezifische Funktion der Schule für die Zukunft des Landes, dessen Geist und Seele den von der Schule vermittelten Geist der Bildung und Erziehung widerspiegelt (zum Beispiel die Freiburger Universität als Abbild der französischen, deutschen und italienischen Schweiz) (S. 92–97).

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß aus der Sicht der Freiburger Pädagogik sowohl die Familie als auch die Schule eine entscheidende Rolle bei der Bildung und Erziehung des Kindes bzw. Jugendlichen spielen. Dabei liegt die Priorität bei der Familie, wo die Mutter – mit Hilfe ihres Ehegatten – eine unersetzbare Rolle spielt. Die Schule ihrerseits unterstützt die elterliche Erziehung in Zusammenarbeit mit Kirche und Staat. Sie ist im Verlaufe der Jahrhunderte vom Kindergarten bis zur Universität aufgebaut und strukturiert worden. Vor allem hat sie, gefördert von unseren namhaften Freiburger Pädagogen, ihren konfessionellen Charakter – nämlich den einer christlichen und humanistischen Schule – durch diese Jahrhunderte hindurch bewahrt (S. 97).

4. Die Konzeption der Freiburger Pädagogen bezüglich Lehr- und Unterrichtsprogramme sowie methodische Verfahren sieht wie folgt aus:

a) In Schneuwlys Trivialschule (Lateinschule) finden wir, neben der in der Unterstufe erfolgten Einführung ins Latein, als Unterrichtsgegenstände in der Oberstufe Etymologien, lateinische Syntax, griechische Grammatik, Dialektik und Rhetorik (S. 106).

– Girard unterbreitet in seinem «Projet d'éducation publique pour la République helvétique» von 1798 ein differenziertes Lehrprogramm, das einerseits den unterschiedlichen Funktionen der drei vorgeschlagenen Schulstufen (Bürgerschule, Sekundarschule, Gymnasium), dann aber auch – bezüglich Bürgerschule (Volksschule) – Stadt- und Landschulen, Knaben und Mädchen gerecht werden sollte (S. 107–110). Im Zentrum steht dabei das Erlernen der Muttersprache (Sprechen, Lesen und Schreiben) als grundlegende Voraussetzung für das Verständnis der religiösen und sittlichen Instruktionen bzw. für die religiöse und sittliche Bildung und Erziehung. Weitere Lehrgegenstände sind: Rechnen (im Zusammenhang mit alltäglichen Problemen), Gesang (insbesondere im Dienst der religiösen und sittlichen Erziehung), Naturkunde, Geographie, Geschichte, Staatskunde, Moral und Religion. Den beruflichen Anforderungen entsprechend ist das Lehrprogramm für die Sekundarschule und das Gymnasium anspruchsvoller. Girard konzipiert aber auch ein Lehrprogramm, unter anderem mit methodischen und pädagogischen Instruktionen, für angehende und praktizierende Lehrer. Schließlich entwirft und realisiert er in Freiburg ein für berufstätige, arme Mädchen bestimmtes Projekt, das Handarbeit mit Unterricht verbindet und das den Arbeitsbedingungen der Mädchen angepaßt ist. Ziel dieses Projekts ist es, die Mädchen sittlich-religiös zu erziehen und ihnen eine Bildung zu vermitteln, die es ihnen ermöglichen sollte, den Lebensunterhalt zu verdienen und sich dadurch eine menschenwürdige Zukunft zu sichern (S. 110–116).

– Horners Lehrprogramm, das auf die zukünftigen Bedürfnisse der Schüler in ihrem Beruf zugeschnitten ist, umfaßt als wichtigstes Unterrichtsfach die Religion. Dazu kommen die Muttersprache (Sprechen und Schreiben), Mathematik (auf die realen alltäglichen Bedürfnisse ausgerichtet), Geographie, Naturkunde, Zeichnen, Gesang, Handarbeiten für die Mädchen (Stricken, Nähen), Kochen und Hauswirtschaft, Buchhaltung und Gymnastik (S. 128–130). Wie Girard betont Horner die Bedeutung des Sprachverständnisses und des muttersprachlichen Unterrichts. Ebenso ist für ihn die Schule eine Schule für das Leben, so daß das Lehrprogramm auf die konkreten Lebensbedürfnisse der Schüler ausgerichtet ist (S. 132).

– Dévaud, der bedeutendste Vertreter einer freiburgischen «pédagogie topographique», orientiert sein Lehrprogramm an den konkreten Lebens- und Arbeitsbedingungen der vorwiegend ländlichen Bevölkerung. Für die Primarschulen beinhaltet es folgende Fächer als «branches-outils»: Muttersprache (Lesen, Schreiben), Rechnen, Gesang, Zeichnen, Geographie und Geschichte; das wichtigste Fach der «branches de savoir» ist die Religion (S. 148f.). Als Professor der Pädagogik an der Universität Freiburg entwirft er für die Ausbildung der Sekundarlehrer ein spezifisches Programm (vgl. S. 149f.). Zudem entwickelt er für die Schüler des «cours supérieur», die keine Studien machen wollten, sein von den «centres d'intérêt» des belgischen Arztes Decroly inspiriertes Konzept der «centres d'études», durch die der Schüler mittels Muttersprache, Rechnen, Geschichte, Geographie, verschiedenener Künste usw. ins Arbeits- und Kulturleben seines Milieus eingeführt

werden sollte (vgl. S. 150–155). Dieser Entwurf findet zwar beim Lehrkörper insgesamt eine positive Aufnahme, kann jedoch, vor allem wegen der mangelnden Vorbereitung der Lehrer, nicht in die Praxis umgesetzt werden (S. 155). Dévaud versucht es mit einem neuen Projekt für die Oberstufe der Landschulen, dem sogenannten «Plan d'études». Dieser zielt darauf hin, den Schülern ausgehend von ihrem konkreten Lebensraum in den Wissensfächern Geschichte, Geographie, Naturkunde und staatsbürgerlicher Unterricht grundlegende Kenntnisse über das Land («étude du pays»), die Erde («étude de la terre»), die Natur («étude de la nature») und die Gesellschaft («étude de la société») zu vermitteln (vgl. S. 157–159). Aber auch dieses Reformvorhaben endet – insbesondere wegen der mangelnden Vorbereitung der Lehrer, die nur ungenügend in die Anwendung der neuen Pläne eingeführt wurden – mit einem Mißerfolg (S. 159).

– Dupraz hat bezüglich Lehrprogramm nichts wesentlich Neues eingeführt, betont aber auch, wie ihre Vorgänger, die Berücksichtigung der spezifischen Bedürfnisse des Milieus und der Zeitepoche in den Lehrprogrammen: Daher sollten neue Elemente hinzukommen, wobei eine klare Werthierarchie, mit Dominanz der spirituellen und religiösen Bildung, im Schulprogramm zu respektieren ist (S. 165f.).

– Schließlich befürwortet auch Barbey eine Aktualisierung der Lehrprogramme aufgrund der wissenschaftlichen und technischen Entwicklungen und damit eine Anpassung an die Bedingungen der Zeit. Im Hinblick auf eine ganzheitliche Entwicklung des Schülers soll dieser sowohl intellektuell als auch sittlich-religiös und physisch gebildet und erzogen werden. Barbeys Lehrprogramm umfaßt daher Lesen, Schreiben (mit besonderer Betonung der Muttersprache, insbesondere der Lektüre), Rechnen, Naturwissenschaften, Geographie, Geschichte, Zeichnen, Gesang und Turnen. Grundlage des Lehrprogramms der Primarschule bildet jedoch der Katechismus (S. 166f.). Für Barbey ist aber auch der «bilinguisme» ein wichtiges Anliegen, «un facteur d'enrichissement de la personnalité, un facteur de culture» (S. 168): So unterbreitet er bereits 1939 eine interessante Idee, nämlich die Einführung eines Wahlkurses «Schwyzertütsch» neben dem Fach Deutsch als Fremdsprache (S. 168).

b) Die Lehrprogramme der Freiburger Pädagogen enthalten ferner einige methodisch-didaktische Prinzipien und Anweisungen:

– So soll gemäß «Katharinenbuch» der Stoff den Fähigkeiten des Schülers angepaßt werden; beim Lesen ist von einem konkreten Beispiel auszugehen und daraus die Regel abzuleiten; nachdem die Schüler einige Grundlagen erworben haben, sollen sie selbständig lernen, allerdings mit Unterstützung des Lehrers; die Arbeiten der Schüler sollen sukzessiv korrigiert werden; zur Leistungsstimulierung sollen Leistungswettkämpfe zwischen den Schülern veranstaltet werden, die vor allem der Repetition zu dienen haben (S. 106f.).

– Girards methodisch-didaktische Prinzipien orientieren sich weitgehend an der «natürlichen», von den Sinnen und der Anschauung ausgehenden «mütterlichen» Methode. Demnach hat sich der Unterricht an die wachsende Ent-

wicklung der natürlichen Fähigkeiten des Kindes und an ihre Lebensbedürfnisse anzupassen; der Unterricht ist auf die konkrete Realität, das tägliche Leben zu beziehen; er verläuft vom Bekannten zum Unbekannten, vom Einfachen zum Komplexen, vom Konkreten zum Abstrakten (zum Beispiel im Sprachunterricht vom Patois zum Französischen!); er ist – entsprechend der geistigen Entwicklung des Kindes – schrittweise abzustufen; schließlich fördert er die Selbsttätigkeit des Schülers (S. 118f.). Wir finden bei Girard wichtige Ansätze einer modernen Pädagogik und Didaktik, etwa die Kenntnis der Individualität des Schülers und seines sozialen Umfeldes, die Stimulierung von Freude, Interesse und Neugier des Schülers, die Förderung der Selbstaktivität des Schülers und die Betonung der lernunterstützenden Helferrolle des Lehrers (S. 141f.).

– Wie bei Girard beruht die Methode auch bei Horner auf dem Wissen um die Eigenart der kindlichen Natur. Seine «méthode intuitive» (das heißt von den Sinnen ausgehende Methode) ist die von der Mutter angewandte «natürliche» Methode. Er befürwortet unter anderem eine stufenweise Progression sowie das sokratische Vorgehen und das selbstaktive Lernen, bekämpft jedoch, wie übrigens auch Girard, das Auswendiglernen und eine übertriebene Memorisation. Je nach Umständen – Größe der Klasse, Aktivitätsform der Klasse usw. – können verschiedene Methoden (die simultane, die wechselseitige, die individuelle oder gemischte) angemessen sein (vgl. S. 133–141).

– Dévaud befürwortet insgesamt die von seinen Vorgängern erstellten methodisch-didaktischen Anweisungen, insbesondere – neben dem Kollektivunterricht – auch den Individualunterricht (S. 161).

– Nach Dupraz hat sich die Methodologie dem ganzheitlichen Erziehungsziel des Menschen, das heißt seiner geistigen, sittlichen und religiösen Bildung, anzupassen. Sie soll ihm helfen, Kenntnisse und Lebenseinstellungen zu erwerben (S. 168f.). Die Methodologie hat aber auch die Unterrichtsinhalte zu berücksichtigen, die den Interessen der Schüler Rechnung tragen, sein selbstaktives Lernen anregen und vor allem auch realitätsbezogen vermittelt werden (S. 168–172). Schließlich setzt die Methodologie auch gute Kenntnisse der physiologischen und psychologischen Entwicklung des Menschen sowie der kindlichen Interessen und Vorlieben (zum Beispiel für das Spiel) voraus. Wichtig ist ferner die Schaffung eines positiven Lernklimas, das durch Offenheit und Freude geprägt ist (S. 175f.).

– Nach Barbey hat die Methodologie den Kindern und Jugendlichen zu helfen, Erwachsene zu werden, damit sie in der Lage sind, die verschiedenen zukünftigen Lebensaufgaben zu meistern (S. 171). Bezüglich Unterrichtsinhalte konzentriert sich Barbeys Methodologie vor allem auf den muttersprachlichen Unterricht, insbesondere auf die Lektüre, dann aber auch auf die Rechtschreibung, den Wortschatz und den Aufsatz (S. 172–175). Schließlich fordert die Methodologie vom Lehrer Kenntnis und Verständnis der Persönlichkeit des Schülers, wobei die pädagogische Beziehung beide Persönlichkeiten zu berücksichtigen hat. Barbey betont die Bedeutung der sinnlich-konkreten Wahrnehmung des Lerngegenstandes als Grundlage für die

Abstraktion sowie für die Selbstaktivität des Schülers im Lernprozeß. Er schätzt zwar die Memorisation als unerläßlich ein – insbesondere für den Erwerb von einigen grundlegenden Kenntnissen, wozu alle psychischen und physiologischen Funktionen wichtig sind –, wehrt sich jedoch gegen jegliche Überfütterung des Schülers mit reinem Faktenwissen («bourrage de crâne»). Schließlich weist der Pädagoge auch auf Möglichkeiten hin, beispielsweise mittels audio-visueller oder programmierter Unterrichtsmittel bisherige Aktivitäten des Lehrers im Unterricht teilweise zu ersetzen (S. 177f.).

Die vorliegende Untersuchung zeugt zweifellos von großer Sachkompetenz der Autorin, die immer wieder bestrebt ist, das Wesentliche herauszustreichen, durch Bezüge, Vergleiche und Vernetzungen Gemeinsamkeiten und Unterschiede in den Konzeptionen der einzelnen Freiburger Pädagogen bezüglich der Untersuchungskriterien aufzuzeigen. Dennoch scheinen einige kritische Einwände angebracht zu sein:

– Durch die Reduzierung der Untersuchung auf einige wenige Kriterien bleiben notgedrungen weitere wichtige Gesichtspunkte unberücksichtigt. So hätten beispielsweise Aussagen über Vorstellungen bezüglich Lehrerbild und Lehrerbildung in einer Geschichte der Freiburger Pädagogik durchaus ihren berechtigten Platz gehabt.

– Die Hauptkritik zielt jedoch daraufhin, daß der eigene kritische Standpunkt der Autorin gegenüber den referierten Aussagen der Freiburger Pädagogen zu wenig klar und deutlich erkennbar ist: So fehlt etwa eine kritische Hinterfragung wichtiger Aussagen von Freiburger Pädagogen zu einzelnen Kriterien einerseits auf dem Hintergrund ihrer schulgeschichtlichen und gesellschaftlichen Bedingtheit, womit ihre beschränkte und relative Gültigkeit unterstrichen werden könnte, andererseits aber auch aus heutiger Perspektive.

– Es wäre sachlich wünschenswert gewesen, die dominante Stellung der Kirche in Schul- und Bildungsfragen, vor allem in der vorrevolutionären Zeit, stärker hervortreten zu lassen, zum Beispiel durch Bezug auf grundlegende schriftliche Dokumente, um sie gegenüber den aufklärerischen helvetischen Forderungen nach Verstaatlichung, Zentralisierung, Laisierung und Demokratisierung des schweizerischen bzw. freiburgischen Schulwesens deutlicher abzugrenzen.

– Sachlogisch müßte unserers Erachtens den anthropologischen Überlegungen der Freiburger Pädagogik (Vorstellungen über das Wesen des zu Erziehenden mit der zentralen Leitfrage: «Was ist der Mensch?») gegenüber den Bildungs- und Erziehungszielen («Wozu ist der Mensch zu erziehen?») die Priorität zukommen.

– Zudem hätte am Schluß der Untersuchung zumindest die kritische Frage aufgeworfen werden müssen, inwiefern die – vor allem von Dévaud betonte – spezifisch auf Freiburger Verhältnisse ausgerichtete und eingeschränkte Pädagogik nicht auch gleichzeitig eine Ausblendung bzw. Ignorierung anderer, möglicherweise befruchtender Sichtweisen bedeutet, womit nicht nur die nötige Anregung für Innovationen im Schulbereich fehlt, sondern auch Rückständigkeit und Beharren im Alten verfestigt werden.

Die Ausführungen von Marie-Thérèse Weber über die Freiburger Pädagogik weisen ganz deutlich in die Richtung einer nicht nur kirchlich-katholisch geprägten, sondern vor allem auch konservativen Pädagogik, die – mit Ausnahme von Girard, dem eigentlichen Pionier und Begründer der freiburgischen Schule – nur wenige innovative Züge aufweist. Insofern wird die These von der Kontinuität der Freiburger Pädagogik auch diesbezüglich eindrücklich bestätigt.

Insgesamt jedoch wird hier eine übersichtlich strukturierte, sprachlich präzis und stilistisch sauber geschriebene, insbesondere auch leserfreundlich gestaltete Arbeit vorgelegt, die es dem Leser erlaubt, sich jederzeit gut zu orientieren. Hervorzuheben sind – neben dem die katholisch-kirchliche Prägung der Freiburger Pädagogik treffend charakterisierenden Haupttitel – die übersichtlichen biographischen Angaben zu den Freiburger Pädagogen (S. 189–196), die etwas gekürzte Bibliographie (S. 197–217) und der Index (S. 219–223).

Die Untersuchung stellt trotz der erwähnten Einschränkungen einen wertvollen Beitrag zur freiburgischen Schulgeschichte dar. Erstmals wird hier mit sichtlichem Erfolg der Versuch unternommen, über mehrere Jahrhunderte hinweg Entwicklung, Konsistenz und Kontinuität einer christlichen bzw. katholischen Erziehung zu zeigen, deren namhafte Vertreter das freiburgische Bildungs- und Erziehungswesen sowohl theoretisch als auch praktisch entscheidend geprägt haben.

PAUL BIRBAUM

Alain-Jacques CZOUZ-TORNARE, *Les troupes suisses capitulées et les relations franco-helvétiques à la fin du XVIIIe siècle*, Selbstverlag des Autors (Le Grenier, 1633 Marsens), 1996, 2 Bde., LXXXVII, 1023 S., Abb., 9 Graphiken und 1 Karte.

Die vorliegende Arbeit entstand unter der Leitung von Prof. J. Tulard an der Ecole Pratique des Hautes Etudes der Sorbonne/Paris. Sie wurde von den Prüfungsexperten (G. Bodinier, J. Chagniot, A. Corvisier) mit der höchsten Benotung «Très honorable, avec les félicitations du jury à l'unanimité» ausgezeichnet.

Allein schon die Anzahl der benutzten Quellen und der Literatur ist beeindruckend. Neben den Schweizer Archivbeständen wurden die Archivalien in 80 Archiven und Bibliotheken hauptsächlich in Frankreich, aber auch in Deutschland und Österreich konsultiert. Die Bibliographie dürfte gut 1000 Titel enthalten. Allein schon dieses Material ist eine Goldgrube zum Thema. Wenn auch der Seitenumfang abschreckend wirkt, so ist doch die Lektüre mit aussagekräftigen Zitaten aufgelockert und auch für Fachleute lehrreich. Die Benutzung der zahlreichen Fußnoten am Ende jedes Kapitels ist eine Sache der Gewöhnung, zumal ein Personen-, Orts- und Regimentsindex sowie eine

detaillierte Chronologie ein Nachschlagen und Eingliedern der Ereignisse in den Gesamtzusammenhang erleichtern.

Der Autor schildert aus fundierter Quellen- und Literaturkenntnis das Ende des schweizerischen fremden Dienstes in Frankreich in objektiver und kritischer Form – Stimmen die Angaben auf dem Löwendenkmal in Luzern? Sind wirklich 80 Freiburger Grenadiere 1792 umgekommen? usw. –, ohne in den patriotisch-heroisierenden, oft verfälschenden Tonfall der absoluten «Ehre und Treue» zu verfallen. Disziplinmängel, Desertionen, Meuterei wie 1790 in Nancy, revolutionäre Sympathien und reaktionäre Haltungen finden ebenso Beachtung wie der Soldatentod und die Ermordung von Schweizern in den Pariser Gefängnissen.

Es ist darauf hinzuweisen, daß es sich beim französischen Dienst nicht um einfaches Söldnertum (mercénariat) handelte, in dem sich der Krieger dem Meistbietenden vermietete, sondern um einen durch einen offiziellen Staatsvertrag verpflichtenden «kapitulierten» Militärdienst (service avoué), in dem die Rechte und Pflichten der Partner (König von Frankreich – eidgenössische Stände), der betroffenen Offiziere (Kompanieeigentümer!) und Soldaten genauestens ausgehandelt und festgelegt waren. Dabei bildete der Dienstvertrag nur einen Aspekt der Staatsbeziehungen mit den damit verknüpften Handels- und Wirtschaftsverträgen. Dazu gehörten auch die für die Bevölkerung lebenswichtige Salzversorgung und die finanziellen Vorteile (Zoll, Steuern, Pensionen usw.) für die Eidgenossenschaft. Beim Vergleich der Haltung der eidgenössischen Stände gegenüber den führenden Orten Bern und Zürich wird natürlich auch Freiburg und der französische Einfluß auf allen Gebieten dargestellt.

Nach einem Literaturüberblick über die bisherigen Darstellungen des Militärdienstes in Frankreich und dessen Ende stellt A.-J. Czouz-Tornare die Quellen vor, was jungen und alten Archivbenutzern hilfreich ist. Ausgangslage der Ausführungen bilden dann die rechtlichen Grundlagen der französisch-schweizerischen Allianzen seit dem 16. Jahrhundert im politischen Umfeld unter Berücksichtigung des österreichischen Interessenkonflikts.

Die Französische Revolution verzögerte und verunmöglichte nach dem 10. August 1792, dem Massaker eines Teiles der Schweizer Truppen, die Weiterführung bzw. Erneuerung des Vertrags von 1777, obwohl sich der Freiburger Louis-Auguste-Augustin d'Affry, Vater des nachmaligen ersten Landammanns der Schweiz, als Oberst der Schweizer Garde sehr darum bemüht hatte. (Diesem Spezialaspekt ist eine weitere Publikation gewidmet, die 1998/99 verfügbar sein sollte.) Weitgehend unbekannt war bis anhin die Haltung der einzelnen Schweizer Regimenter der Revolution gegenüber. Die Rückkehr der Truppen in die Heimat zeigte, daß ein nicht unbedeutender Teil in die Revolutionsarmeen eintrat. Dies ist nicht unbedingt ideologisch zu werten, sondern kann mehrheitlich als «Broterwerb» erklärt werden. Die Schweizer Soldaten und Politiker gerieten unausweichlich in die Spannungen und Zwiespälte zwischen Revolution-Jakobinertum und Vertragstreue-Monarchie-Konterrevolution.

Das Ende des französischen Dienstes würde sich wie ein spannender Roman in einem Zug lesen, wenn die Typographie leserfreundlicher wäre[1]. Doch auch als «Fortsetzungsgeschichte» staunt man fast auf jeder Seite über das bisherige eigene Unwissen. Diese Publikation bietet nicht nur dem Militärhistoriker viel, beleuchtet sie doch verschiedenste Aspekte der französisch-schweizerischen Beziehungen.

HUBERT FOERSTER

Jürg STÜSSI-LAUTERBURG, *Föderalismus und Freiheit. Der Aufstand von 1802: ein in der Schweiz geschriebenes Kapitel Weltgeschichte,* Brugg, Effingerhof AG., 1994, 487 S., illustriert von Derck C. Engelberts.

Die Veränderungen der Helvetik (1798–1803) berührten auch den Kanton Freiburg auf allen Ebenen und in allen Schichten. Der Versuch, die Eidgenossenschaft im 2. Koalitionskrieg 1799 mit militärischen Mitteln von der französischen Besatzungsmacht und vom helvetischen Regime gewaltsam zu befreien, berührte Freiburg nicht, blieb doch der Angriff bei Zürich stecken. Im «Stecklikrieg», dem erfolgreichen Aufstand der föderalistischen Kräfte gegen den helvetischen Zentralismus, erlebte hingegen Freiburg das Kampfgeschehen. Die Stadt, ein militärischer Stützpunkt, mußte kapitulieren, und «hinter» Murten, bei Pfauen (Faoug), wurde die entscheidende «Schlacht» geschlagen.

Die Verhältnisse in Freiburg und die Aufstandsbewegung sind aus älteren Publikationen nach dem damaligen Wissensbedürfnis teilweise bekannt. Eine neuere, gesamtschweizerische Darstellung des «Stecklikriegs», in der auch die kantonal-regionalen Verhältnisse gewürdigt wurden, fehlte aber bis anhin. Jürg Stüssi-Lauterburg, Direktor der Eidgenössischen Militärbibliothek in Bern, hat es unternommen, die politischen und militärischen Ereignisse nach dem Abzug der Franzosen im Juli 1802 von der Landsgemeinde in Schwyz (1. August) bis zum Waffenstillstand in Montpreveyres (5. Oktober) minutiös aufzuzeigen. Er geht den einzelnen Handlungsschauplätzen (Innerschweiz, Bern, Zürich, Aargau, Freiburg S. 213–218, usw.) nach – die Seitentitel informieren auf den ersten Blick – und vergißt auch nicht, wie es sich bei einer militärhistorischen Publikation gehört, die Truppenstärken und -verhältnisse.

Während in der Literatur bis anhin der «Stecklikrieg» nur als Vorläufer oder Auslöser der napoleonischen Mediationsverfassung angesehen wurde, geht der Autor einen großen Schritt weiter und ordnet den Aufstand von 1802 in die internationale Geschichte ein. Dank englischen Quellen zeigt er,

[1] Auf Wunsch steht auch eine Version im Format A 4 mit größerem Schriftbild zur Verfügung.

wie das im europäischen Frieden von Lunéville (9. Februar 1801) festgehaltene Selbstbestimmungsrecht der von Frankreich besetzten Völker von Napoleon mißachtet wurde. Die militärische Wiederbesetzung der Eidgenossenschaft durch französische Truppen löste nicht nur die Entrüstung Englands aus, sondern führte zu dessen Kriegserklärung an Frankreich (Mai 1803). Damit wirkte der Aufstand von 1802 als Vorbereitung zu Napoleons Sturz im Jahre 1814.

31 schwarz-weiße und farbige Abbildungen illustrieren das Werk. Darunter finden sich Porträts der führenden Köpfe, Soldaten der verschiedenen Waffengattungen und der beiden Parteien, zeitgenössische Stiche und Karten, Medaillen, Denkmäler und Wohnsitze als Zentren des Widerstandes. Die von Derck C. Engelberts vorgeschlagene Auswahl «bebildert» nicht nur den Text als Auflockerung, sondern führt diesen weiter.

Wenn auch der Autor der französischen Besetzung und Machtnahme sowie den helvetischen Ideen und deren Verwirklichung 1798–1803 mit Grund keine Gegenliebe entgegenbringt, so ist sein «Föderalismus und Freiheit» doch keine Parteipropaganda im Sinne etwa eines «anti-helvetischen kalten Krieges», sondern eine breit auf Quellen abgestützte Darstellung mit inhärenten Folgerungen, die im Vergleich mit der idealisierenden Fortführung der helvetischen Ideen – so im Hinblick auf 1848 – nicht überall Verständnis oder Gegenliebe finden werden. Die Beantwortung von Fragen außerhalb der gesteckten Linien, der Schilderung der politischen und militärischen Verhältnisse, sind deshalb nicht in diesem Buch zu erwarten, zu suchen und zu finden. Gestützt auf das reichhaltige publizierte und unausgewertete Quellenmaterial («Actensammlung ... der Helvetischen Republik», Briefwechsel, Memoiren, Liedersammlungen usw.), auf Kantonsgeschichten und Fachartikel hat Jürg Stüssi-Lauterburg das unumgängliche Standardwerk zu 1802 geschaffen. Darf man hoffen, daß ein zweiter, ebenso grundlegender und weitere Aspekte der Helvetik-Geschichte aufgreifender Band erscheint? Bei einer gleichartigen und -wertigen Darstellung wird ihm der Erfolg in Fachkreisen und in einer weiteren Leserschaft verdientermaßen sicher sein.

HUBERT FOERSTER

Jean-Pierre DORAND, *La politique des transports de l'Etat de Fribourg (1803–1971). De la diligence à l'autoroute,* Freiburg, Editions Universitaires, 1996 (= Etudes et recherches d'histoire contemporaine, Série historique, Bd. 14), 2 Bde., 1088 S.

Es gibt Themen in der Freiburger Geschichtsschreibung auch des 19. und 20. Jahrhunderts, die trotz großer Bedeutung für die Zeitgenossen und im Rückblick für die Fachleute, für die Historiker und die Geschichtsfreunde höchstens in Einzelabhandlungen aufgegriffen wurden, zu denen aber ein

aussagekräftiger Überblick über einen längeren Zeitraum fehlt. Darunter fallen Sachthemen wie die Münzprägung, das Militär, der Straßenbau und die diesbezügliche Staats- oder Kommunalpolitik. J.-P. Dorand, Gymnasiallehrer und Großrat, hat es nun nach der fundierten, über 300 Seiten zählenden Lizentiatsarbeit über die Regionalbahnen[1] unternommen, Freiburgs Verkehrspolitik im 19. und 20. Jahrhundert zu bearbeiten.

Das weitreichende Thema und der Umfang der Arbeit zwingen zu einer zu kurzen, nur skizzenhaften Inhaltsangabe. Der Autor unterteilt seine Darstellung in vier Hauptteile: die Straße, die Eisenbahn, der Kampf zwischen Straße und Eisenbahn unter Berücksichtigung der Schiffahrt und die Autobahn. Allen Kapiteln gemeinsam ist das Eingehen auf die technische Entwicklung im Straßen- und Brückenbau, auf die Finanzierung, auf die Verkehrsmittel (Fuhrwerk, Auto, Bus, Eisenbahn), die Haltung der Exekutive, der Legislative und des Volkes zur Definition der Politik, was sich in den Gesetzen und deren Durchsetzung auswirkte.

Beim Straßenbau wagte sich der Staatsrat – angesichts der deplorablen Straßenverhältnisse des Spätmittelalters und des Ancien Régime drängte sich eine Reaktion auf – zu Beginn des 19. Jahrhunderts zaghaft an ein kantonales Programm. Unter den Behörden der Regeneration (1831–1847) fand in Absprachen mit Bern und der Waadt eine beschleunigte Bautätigkeit statt. Post und Handel erforderten bessere Verbindungen. Freiburgs berühmte Hängebrücken, Frucht einer privaten Aktiengesellschaft!, und die bescheideneren Übergänge über die Sense, Glane, Broye und Saane wurden verwirklicht. Die hohen Kosten für Staat und Gemeinden – Revolte 1831 in Domdidier – beendeten die Ausbauphase.

Unter den Radikalen (1847–1856) wurde der Straßen- und Eisenbahnbau aktiv vorangetrieben. Dabei achteten sie auf die Linienführung über Freiburg zum Nachteil der traditionellen Broyestrecke. Obwohl Privatgesellschaften die Bahn wesentlich mittrugen, nahmen die Verkehrsausgaben für die Staatsfinanzen verheerende Ausmaße an. Die liberal-konservative Regierung (1857–1880) versuchte, Straße (Bulle–Boltigen), Bahn (Bulle–Romont, Bulle–Thun, Broyelinie, Simplon) und Schiffahrt (Murten- und Neuenburgersee-Schiffahrtsgesellschaft) unter Bevorzugung der Bahn – Ausgaben von 42 Millionen dafür! – zu verbinden. Das Problem von Bau und Unterhalt der Gemeindestraßen blieb bestehen. Von 1881 bis 1913 wurde vom Staat unter Vernachlässigung der Bahn (Jura–Simplon, Freiburg–Murten–Ins, Vevey–Bulle–Thun) vermehrt in den durch Dampfwalzen erleichterten Ausbau und in die Asphaltierung der Dorf- und Gemeindestraßen investiert.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts erlebte man mit der Einführung der Autobusverbindungen eine neue Förderung des Straßenbaus (1946–1960). Er fand 1961–1971 mit der Autobahn (N 12: Lausanne–Romont–Freiburg–Bern zu Lasten der N 1 im Broyetal) einen abschließenden Höhepunkt. Bei

[1] Jean-Pierre DORAND, *Chemins de fer et régions dans le canton de Fribourg*, Freiburg 1980.

der Bahn setzte man sich nur noch für Fahrplanverbesserungen ein, der Lufttransport beschäftigte den Staat nicht näher, der Rhone–Rhein-Kanal war kein Thema ...

Der Anhang der Publikation ist äußerst reichhaltig: geographische Karten, statistisches Zahlenmaterial zum Staatshaushalt, den kantonalen Verkehrsausgaben, zu den Ein- und Ausfuhrzoll- und Brückengelderträgen, zu den Gemeindeausgaben, zur wunderbaren Automobil-, Motorrad- und Fahrradvermehrung, zur Verkehrsdichte, zum Straßennetz, zum Eisenbahntransportvolumen usw. Über das Fehlen eines Orts- und Personenregisters tröstet auch das umfangreiche Quellen- und Literaturverzeichnis nicht hinweg. Doch stützt das ausführliche Inhaltsverzeichnis allfällige Gedächtnislücken beim Nachschlagen. Das Buch gehört eigentlich nicht nur in die Fachbibliothek eines Neuzeithistorikers, sondern auch in die unserer Politiker, Verkehrsexperten und Beamten der diesbezüglichen Ämter.

HUBERT FOERSTER

ISO BAUMER, *Max von Sachsen, Primat des Andern. Texte und Kommentare*, Freiburg, Schweiz, Universitätsverlag, 1996, 272 S., 1 Porträt.

Der vorliegende Band bildet den dritten, abschließenden Teil der großangelegten Monographie über den Prinzen Max von Sachsen (1870–1951) aus der Feder von Iso Baumer (vgl. in dieser Zs. Bd. 68, 1991, S. 197–198; Bd. 69, 1992, S. 218–220). Da Prinz Max vorab Theologe war, wird ihn die Nachwelt zunächst danach beurteilen, was er geschrieben hat. Aus dem umfangreichen, nur teilweise veröffentlichten Werk hat Baumer in diesem Band eine Auswahl von Texten zusammengestellt und kurz kommentiert. Wer die Texte aufmerksam liest, dem öffnet sich eine ganz überraschende Welt. Das theologische Werk des Prinzen Max kreist wesentlich um das Thema der Einheit der Kirchen, speziell der lateinischen und der Ostkirchen. Bereits 1906 gestand er im Rahmen einer Vorlesung: «Die Verhältnisse der orientalischen Kirchen und deren Riten bilden schon seit Jahren den Hauptgegenstand meines Studiums. Die Sache ist mir daher sehr an das Herz gewachsen» (S. 53). Erstaunlich schnell hat er sich in ein Fachgebiet eingearbeitet, das von keiner Schule und von keiner Ausbildung vorgegeben war. Er erarbeitete sich seine eigene Sicht der Dinge durch Studium und Begegnungen, die er selber gesucht hatte. Dabei kam ihm sicherlich der Umstand entgegen – etwa bei seiner Reise auf den Berg Athos im Jahre 1907, über die er einen Bericht schrieb (S. 162 ff.) –, daß damals ein königlicher Prinz noch etwas galt.

Im Verlaufe seiner Beschäftigung mit den Ostkirchen kam Prinz Max sehr schnell von der offiziellen kirchlichen Wiedervereinigungsdoktrin ab, derzufolge die Orientalen reumütig in den Schoß der Kirche zurückkehren

sollten. Er trat mit unglaublicher Vorurteilslosigkeit an die Frage heran und bemühte sich stets, viel mehr das Verbindende als das Trennende unter den Kirchen zu sehen. Überhaupt interessierten ihn Dogmatik und kirchliche Autorität wenig, denn mit dem Modell der Unterwerfung der Orientalen «wird man bis zum Jüngsten Tag auf die Einigung warten können» (S. 81). Beim Studium von christlichen Bekenntnissen oder von Religionen überhaupt stand bei ihm stets der ethische Gehalt im Vordergrund; Gerechtigkeitssinn, Wahrheit und Liebe waren für ihn die tragenden Säulen dieser Ethik. Auch in dem 1910 in der Zeitschrift «Roma e l'Oriente» erschienenen Artikel «Pensées sur la question de l'union des Eglises» spricht Prinz Max mit der ihm gewohnten Unbefangenheit von den Fehlern der lateinischen Kirche. «Auch wenn die Wahrheit nicht freundlich klingt, soll sie die Parteien nicht voneinander entfernen, sondern im Gegenteil sie vereinigen» (S. 98). Seine Überzeugung, den getrennten Christen sei mit Achtung und Zuneigung statt mit Mißtrauen und Überlegenheitsdünkel zu begegnen, war festgefahrenen kurialen Denkformen unzugänglich. Nicht im entferntesten aber ging es Prinz Max darum, gegen die kirchliche Autorität zu opponieren. Am meisten war er wohl selbst überrascht, daß seinem Artikel plötzlich so viel Publizität und Aufmerksamkeit zuteil wurde, die mit der römischen Verurteilung endete. Die Beurteilung dieser ganzen Geschichte durch Iso Baumer geht dahin, daß das kuriale Verdikt, vor allem auch die dahinter stehenden Machenschaften, höchsten kirchlichen Würdenträgern, darunter Papst Pius X., keineswegs zur Ehre gereichen, wohl aber dem Prinzen Max, der sich dem Schiedsspruch als gehorsamer Katholik – wenn auch nicht ohne Bitternis – beugte, indem er sich fortan zur Frage der Wiedervereinigung der getrennten Christen nicht mehr äußerte. Genauso wie er mit seinen Ideen seiner Zeit weit voraus war, ist erst viel später sichtbar geworden, welchen Schaden die Kirche mit dieser Verurteilung der Ostkirchenforschung, letztlich aber sich selbst zugefügt hat.

Für Prinz Max gab es auch außerhalb der Oekumene noch immer Themen genug, denen er sich zuwenden konnte. So befaßte er sich weiterhin mit den östlichen Liturgien und studierte die Werke von Theologen, besonders intensiv beispielsweise jene des Armeniers Nerses von Lampron. Durch Baumers Textauswahl erfährt der Leser zudem, daß Prinz Max seinen Gesichtskreis weit über das Gebiet der Ostkirchen hinaus öffnete. «Ex oriente lux» lautet die Devise zu seiner Absicht, die großen monotheistischen Weltreligionen – Judaismus, Islam, Christentum – gedanklich zusammenzuführen. Dazu begründet er: «Man wird überhaupt die palästinensische geistige Welt, sowohl des Judentums, als des Christentums, kaum verstehen lernen, ohne die Kultur der Nachbarn und die gesamte Geistesrichtung des Ostens zu kennen.» Nach ihm haben «alle höheren Formen der Religion auf Erden im Osten ihren Ursprung gehabt», und «der Osten ist die wahre Heimat aller hohen Ideale der Menschheit» (S. 209ff.). Schließlich sei noch auf einen weiteren Text hingewiesen, der gerade in unserer Zeit aufhorchen läßt: ein Vortrag, den Max von Sachsen im August 1932, wenige Monate vor Hitlers Machtergreifung, in Dresden gehalten hat und der ausschließlich dem

Thema «Antisemitismus» gewidmet war (S. 229–239). Mit der allergrößten Selbstverständlichkeit sprach er sich darin gegen die Judenverfolgung aus, die durch gar nichts zu rechtfertigen sei, und noch konnte er sich nicht vorstellen, daß Begriffe wie «Ghetto» und «Ausnahmegesetze» je zur politischen Wirklichkeit gehören würden. Immerhin scheint er sich der Brisanz seiner Äußerungen bewußt geworden zu sein, indem er es klugerweise vorzog, künftig nicht mehr deutsches Territorium zu betreten.

Diese kargen Hinweise mögen genügen, um einen flüchtigen Eindruck vom theologischen Schaffen des Prinzen Max zu erhalten. Wie der Verfasser selber schätzt, wird dieser «nie den Rang eines großen Wissenschafters oder Theologen einnehmen können». Die formalen und stilistischen Unzulänglichkeiten mancher Texte könnten den Blick auf deren wahre Tragweite verstellen. Von ihrem inneren Gehalt her aber, durch die Unmittelbarkeit des Zeugnisses und die moralische Autorität, die hinter ihnen steht, verdichten sie sich zu einer Aussage von prophetischen Dimensionen, an der nicht mehr leicht vorbeizukommen ist.

Iso Baumer wird es sich als bleibendes Verdienst zurechnen dürfen, mit seinem dreibändigen Werk und zahlreichen weiteren Arbeiten auf diese bedeutende Figur des 20. Jahrhunderts aufmerksam gemacht zu haben.

JOSEPH LEISIBACH

Jean-Pierre ANDEREGG, *Les chalets d'alpage du canton de Fribourg – Die Alphütten des Kantons Freiburg*, Freiburg, Kantonaler Kulturgüterdienst, 1996, 320 S., Karten, Pläne, Tabellen, Bauaufnahmen, 658 Abbildungen, Text französisch/deutsch (frz. Übersetzung: François Martin).

Le vieux chalet a été immortalisé une seconde fois. Après le chant qui a diffusé son mythe aux quatre coins du monde, il a désormais sa bible: magistrale somme des connaissances qui en recensent l'histoire, les techniques de construction, les fonctions et l'art de vivre, l'ouvrage de référence du Service cantonal fribourgeois des biens culturels sera plus que jamais appelé à faire autorité dans les stratégies de sauvegarde réclamées par le plus original et le plus fragile des patrimoines. On prend d'ailleurs conscience de sa précarité (seuls 35 chalets sur plus de 1000 au siècle dernier fabriquent encore le fameux gruyère d'alpage) au moment où les premières gîtes commencent à se transformer en villas provençales avec géraniums et gazon anglais.

Avec sa troisième grande enquête, consacrée cette fois-ci exclusivement au chalet de montagne, l'ethnologue d'origine saint-galloise et vaudoise Jean-Pierre Anderegg clôt l'ère des grands défrichements de l'habitat rural à Fribourg. Ce tome complète le panorama amorcé en 1979 avec le volume des districts de la Sarine, de la Singine et du Lac, poursuivi en 1987 avec les districts de la Broye, de la Glâne, de la Gruyère et de la Veveyse: 1300 pages en

tout consacrées à ce qu'on désigne parfois, non sans condescendance, comme «l'architecture sans architecte»: la revanche de l'humble chronique du cadre de vie paysan sur la grande histoire de la monumentalité est donc ici, dans un domaine qui tardait à prendre le virage de la nouvelle histoire, consommée! Nul paradoxe, par conséquent, à ce que le cycle s'achève autour du thème le plus sacré peut-être des représentations régionales, pour le grand public: celui de l'économie alpestre et des mythes qui lui restent attachés, le chalet, donc le gruyère, donc l'armailli.

La démarche est ainsi pionnière: jusqu'ici, hormis quelques articles, les chalets d'alpage n'entraient en général que pour quelques pages dans les nombreux ouvrages consacrés à la maison paysanne édités depuis les années 1980 (si l'on excepte l'étude grisonne de 1968). *Les chalets d'alpage du canton de Fribourg* représente bien la première approche spécifique consacrée à ces édifices réputés primitifs et dont on a d'emblée peine à croire, justement, qu'ils aient été conçus sans projets, tant l'art de construction et le fonctionnalisme qui les entourent paraissent consommés. Le paysan n'a-t-il pas forcément à se faire architecte? Bref, il était somme toute naturel que le canton doté du plus imposant parc helvétique de chalets d'alpage (1087 très exactement, et 1349 bâtiments en comptant les gîtes, les fenils et les saloirs, soit davantage que pour tout les Grisons) se montre entreprenant dans le domaine privilégié de son identité anthropologique.

Localisé, daté, mesuré, inventorié, décrit, illustré, classé, ... c'est-à-dire devenu objet de science, le chalet d'alpage fribourgeois subit une démystification qui n'est pourtant pas synonyme de désenchantement. Et c'est sans doute un des grands mérites de l'enquête dirigée par Jean-Pierre Anderegg qui a assumé lui-même les prises d'une très riche documentation photographique: la rigueur descriptive et la pertinence analytique renforcent l'image aimée de l'unique «lieux de mémoire» matériel complètement original de la Gruyère et par conséquent du canton de Fribourg. La réussite tient aux qualités de l'auteur et de son équipe autant qu'à la nature de l'objet étudié. Car enfin qu'est-ce qu'un chalet d'alpage? A priori, une simple cabane de bergers et une étable de montagne. En refermant le livre, on a compris qu'il s'agit de bien plus que cela. D'abord, l'édifice est fait exclusivement des matériaux de l'environnement préalpin avec lequel il reste en parfaite harmonie. Ensuite, destiné à abriter les vaches alpées pendant la saison d'été, c'est dans sa cuisine que l'armailli fabrique un fromage à pâte dure dont la réputation a fait un nom commun admis par l'Académie. Hormis les clous peut-être (on ne peut quand même pas cheviller chacun des deux ou trois cents milles tavillons qui composent son toit argenté), tout ce dont il est fait (des fondations à la couverture du faîte: la pierre, le bois – de la poutre au tavillon –, la chaux, le crépi ou «sable rose»), de même que tout ce qu'il produit (le lait et ses dérivés, dont bien sûr le gruyère), provient de la montagne. Ce n'est pas banal. Et pour désigner les parties de cet ensemble issu de l'environnement même à partir duquel il tire sa propre production (finalement, cette définition sommaire est peut-être encore la meilleure), il faut un glossaire de plus de 150 termes où la termino-

logie de l'architecture se confond avec celle de l'économie alpestre: l'outil, la fonction, le produit sont bien, ici, indissociables, sous l'égide de l'armailli, de son équipe et de son train dechalet.

On ne peut évidemment rendre compte que des aspects parmi les plus intéressants développés tout au long d'une enquête aussi exhaustive. Le livre s'ouvre sur une véritable icône: le Gros Chadoua surpris dans cette lumière sauvage qui fait scintiller les grands toits de bardeaux avec les pierriers des Vanils. C'est que chacun des mille chalets inventoriés porte un nom propre. On apprend à lire dans ces baptêmes subtils la situation, la fonction, la colonisation ou l'appartenance originelles que la toponymie alpestre emprunte à une bonne dizaine d'idiomes historiques. Le chapitre consacré à l'épigraphie tente de forcer un peu la porte des aspects sociaux et culturels, difficiles à exhumer, certes, vu la rareté des témoignages: la hiérarchie alpestre, les symboles à signification magicoreligieuses. On sent frémir sur ces linteaux de bois une sémiologie de caverne antédiluvienne.

Les ressources désormais classiques de l'informatique fournissent une base de données propice à l'analyse quantitative et le recours à la dendrochronologie permet la datation des constructions les plus anciennes. L'architecte Christof Hagen produit des relevés d'une infinie précaution, travail qui soutient la comparaison avec les meilleures publications. Sa contribution à l'alimentation d'une banque informatique de 80 000 données, se révèle par ailleurs décisive pour la fiabilité des typologies. Ainsi, chronologie des bâtiments (21% du XVIIIe s.; 34% du XIXe s.), aires d'utilisation des matériaux (les zones bois de la partie alémanique et pierre de la partie francophone se mixent en Gruyère qui rassemble 75% des chalets), matériaux de toiture (le tavillon résiste à hauteur de 40% des surfaces aux couvertures modernes), implantation (près de 45% dans la pente), contenance (entre 30 et 60 places de bétail pour près des deux tiers des chalets), plans (plus des deux tiers des bâtiments en rectangle), formes du toit (30% à 4 pans, «pure»; 55% à pans coupés; ... 2 toits Mansart!), altitude (près de 20% au-dessous de 1000 m), ... caractérisent le patrimoine autour d'un stéréotype plus proprement gruérien, illustrent ses rationalités, tout en montrant ses limites.

En effet, si 13 chalets ont disparu au XXe siècle pour cause d'incendie (6), d'avalanche (6) ou de glissement de terrain (1), illustration des dangers que l'alpe peut faire courir à ses solides occupants, du moins en apparence, une bonne centaine d'autres ont été démolis pour faire place essentiellement à des reboisements. La statistique descriptive révèle ainsi une évolution imperceptible à l'oeil nu, qu'accentue d'ailleurs le danger de repli citadin sur le rustique, et en particulier sur le rustique par excellence que constitue le «vrai» chalet, authentique, chargé de sens, dans un environnement préalpin enchanteur et à portée de voiture. En effet, comme le révèle l'analyse de l'implantation, et contrairement à l'aire de production de l'Emmental, la Gruyère a opté dès l'origine pour la monoculture laitière et ses dérivés, au détriment des productions céréalières d'altitude. Aussi près de la moitié des pâturages sont-ils directement implantés à l'altitude des zones d'habitat permanent. Particu-

lièrement aisée d'accès, la zone est donc la proie facile des promoteurs du dimanche.

Mais le quantitatif ne peut pas tout. Les coupes, les plans, les relevés (avec indications des matériaux, des fonctions, de la chronologie) et la documentation sur les charpentes ainsi que sur les 50 bâtiments les plus caractéristiques livrent sur 120 doubles pages un inventaire circonstancié et classé, complété par un recensement exhaustif par communes. Des sources directes et indirectes sur la propriété, la construction des chalets, l'économie alpestre, les légendes ... depuis le XVIIe siècle, complètent heureusement le corpus dont l'accès est facilité par d'excellents index matières et topographiques (plus de 1500 entrées).

Quasi simultanément, l'armailli et le chalet d'alpage sont donc promus «lieux de mémoire» fribourgeois (en fait gruérien, mais laissons cela), le premier par la Société d'histoire du canton de Fribourg, en 1994, lors du colloque de son 150e anniversaire (*Annales fribourgeoises* LXI–LXII / 1994–1997), le second par le Service des biens culturels, avec la présente publication. L'image du prince des montagnards convenait mieux à des historiens mobilisés pour brosser un tableau rapide d'une représentation culturelle à caractère anthropologique, tandis que l'enquête nécessitée pour la compréhension de son cadre de vie réclamait un travail de longue haleine et des moyens de recherche relativement importants. L'appréhension du concept caché derrière un modeste non de chose, «chalet d'alpage», a exigé finalement autant de perspicacité et de rigueur que l'approche des monuments les plus significatifs de notre civilisation. Et c'est bien une encyclopédie qu'il fallait à ce simple chalet pour pénétrer la subtilité de l'outil et du système capables de produire à mains nues la fleur de l'alpe.

PIERRE-PHILIPPE BUGNARD